

Kévin Cabaret

Après-shampooing

Nur wenige lieben ihr Haar. Unser Haar und unsere Frisuren sprechen von uns und für uns. Sie zeigen unseren Status, unsere Überzeugungen, unsere Zugehörigkeit – sie sind stille Worte oder laute Manifeste. Mal dezenter Schmuck, mal extravagante Skulpturen, zeugen sie von den Wandlungen unseres Lebens und verwandeln sich im rasenden Takt der Fast Fashion. Diese grafischen, flüchtigen Gebilde wirken maßgeblich an der Konstruktion unserer Identitäten mit. Das Haar ist eine lebendige Grenze, eine Membran zwischen dem Selbst und der Welt, erhoben zum Zeichen, zur Sprache, zur Waffe. Selten geliebt, oft gezähmt, stets interpretiert, ist es der erste Marker einer Identität, die zugleich intim und sozial, persönlich und politisch ist. Unsere Köpfe sind Landschaften – und in diese Landschaften schreiben sich die Konflikte um Geschlecht, Klasse und Zugehörigkeit ein; die flüchtigen Codes der globalen Mode; die Überreste verschwundener regionaler Traditionen; die Träume von Emanzipation oder Anpassung. Aus dieser ebenso einfachen wie weitreichenden Feststellung entstand ‚Après-shampooing‘, das Forschungs- und Kurationsprojekt, das ich entwickle.

Der Name selbst fungiert als erster Hinweis auf diese Globalisierung der Erscheinungen. Ein hybrider, zusammengesetzter Begriff aus Französisch und Englisch, trägt ‚Après-shampooing‘ die Schichten einer Kulturgeschichte in sich, die vor allem seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs von der ästhetischen Hegemonie Nordamerikas geprägt ist. Er ruft sowohl das Produkt als auch das Pflegeritual nach dem Shampooieren auf – jene letzte Feinheit, um das Haar beim Verlassen des Salons zu perfektionieren. Er spricht von einem ‚Danach‘, einer endgültigen Inszenierung, aber auch von einem dynamischen Prozess, einem Werden. Und genau dieses Werden, diese Frisur im Entstehen, diesen Moment der Transformation – zugleich individuell und gesellschaftlich – versucht das Projekt zeichnerisch einzufangen. Es stützt sich auf diese Praxis als bevorzugtes Ausdrucksmittel, um die Plastizität des Haares zu erfassen, ein grafisches Material aus Linien.

Diese künstlerische Praxis entfaltet sich zunächst im stark codierten Sozialraum des Friseursalons nach einem präzisen Protokoll. Der Künstler sammelt aus Fachzeitschriften archetypische Silhouetten, die er abpaust – Körper ohne Gesicht, reduziert auf ihre Haltung und ein zugeschriebenes Geschlecht, die so zu austauschbaren grafischen Trägern werden. Diese leeren Hüllen, bereits beladen mit kommerziellen ästhetischen Normen, sind die potenziellen Gefäße für singuläre Haarreale. Wenn ein Kunde Platz nimmt, setzt das Ritual ein. Der Künstler wählt eine Silhouette, fixiert sie auf einem Blatt und beginnt zu zeichnen – nicht das Gesicht, sondern das werdende Haar. Er fügt sich dabei in das bestehende Ökosystem des Salons ein, übernimmt dessen Zwänge und Zufälle. Auf einem Rollhocker sitzend, dreht er sich um den Stuhl, nutzt die Spiegel als Dialogvermittler und mischt sich in den bereits etablierten Tanz zwischen Friseur und Kunde. Eine flüchtige Konstellation entsteht, aus Blicken, die sich in den Reflexionen kreuzen und antworten, aus präzisen professionellen Gesten und unfreiwilligen Posen. Diese grafische Live-Performance hält weniger die Momentaufnahme der Friseurbewegung fest, als dass sie mit ihrem Ablauf dialogisiert. Die dem Zeichnen eigene

Langsamkeit tritt in Spannung zur realen Zeit des Haarschnitts und erzeugt eine grundlegende Anachronie. Die entstehende Zeichnung ist eine Rekomposition: Manchmal überlagert sie auf einem Blatt mehrere Kund*innen, mehrere Frisierstadien, mehrere Zeitlichkeiten, die sich in der Realität nie begegnet sind. Sie ist keine getreue Aufnahme, sondern eine Interpretation, eine grafische Synthese, die Antizipation, Beobachtung und Gedächtnis der Geste vereint. Dieses Haarporträt, das sich ausschließlich auf das sich verwandelnde Haar konzentriert, vollzieht eine doppelte Verschiebung: Es räumt die konventionell im Gesicht angesiedelte Subjektivität aus, um sie in der Textur und Form der Haare zu verteilen, und erhebt diese zur reinen grafischen Substanz, einem Liniennetz, das eine soziale Identität in Bewegung kartiert. Die Abwesenheit des Gesichts wird, weit entfernt von einem Mangel, zu einer Ermöglichungsbedingung. Sie erleichtert die Akzeptanz des Projekts durch die Modelle, die sich in ihrem Haarschnitt wiedererkennen, ohne in einer buchstabengetreuen Ähnlichkeit eingefroren zu sein. Dieses Protokoll, präzise und doch offen für die Unwägbarkeiten der Begegnung, macht den Salon zu einem In-situ-Labor, in dem die Zeichenpraxis in Echtzeit die Codes, Normen und Mikrorituale offenlegt, die diesen Ort zu einem hypercodierten sozialen und ästhetischen Raum machen, zu einem Theater der Selbstverwandlung. Diese Herangehensweise wurde während Residenzen vertieft, so in Bielefeld 2024, in Köln oder in Béziers, wo die Arbeit an großen Formaten es erlaubte, Gegenstände aus der Salonumgebung in die Komposition zu integrieren. Diese Einbeziehung von Objekten – Utensilien, Mobiliar, Dekorelemente – ist nicht nebensächlich; sie folgt einer grundlegenden Absicht des Projekts: die gesamte visuelle und ästhetische Umgebung zu behandeln, die das Haar und die Frisur rahmt und definiert. Der Salon wird so in seiner Gesamtheit erfasst, als ein Zeichensystem, in dem alles, vom Kamm bis zum Spiegel, an der Konstruktion von Haaridentitäten mitwirkt. Diese Erweiterung des grafischen Rahmens greift die Reflexion über die herrschenden ästhetischen Codes und ihre materielle Geschichte auf und führt sie weiter.

Diese relationale Zeichenpraxis findet ein Echo und eine Ausweitung im Rahmen von Gruppenworkshops nach einem Duo-Protokoll. Einer zeichnet den anderen, um dann selbst zum Modell zu werden. Diese systematische Rotation – vom Beobachter zum Beobachteten, von dem, der schaut, zu dem, der angeschaut wird – löst einen verwirrenden Perspektivwechsel aus. Die Teilnehmenden, oft eingeschüchtert vom Gedanken, ‚schlecht zu zeichnen‘, lassen sich dennoch auf dieses Szenario der Repräsentation ein. Indem sie sich auf das Spiel einlassen, reaktivieren sie unbewusst die historische und soziale Aura des Porträts, einst Adligen, Mächtigen, reichen Kaufleuten vorbehalten. Mit Blatt Papier und Stift in der Hand werden sie plötzlich Teil einer langen Linie von Subjekten und Schöpfern. Diese unerwartete Inklusion in eine künstlerische Erzählung, von der sie sich ausgeschlossen glaubten, erzeugt eine tiefe Zufriedenheit, eine oft stille, aber spürbare Freude. Sie entsteht aus der doppelten Entdeckung: abwechselnd der wohlwollende Künstler zu sein, der den anderen mit Aufmerksamkeit einfängt, und das Modell, das würdig ist, angeschaut, ‚zum Vorbild genommen‘ zu werden. Die geschenkte Aufmerksamkeit, die angehaltene Zeit, die Wohlwollen des sich kreuzenden Blicks – all dies trägt zu einem Moment intensiver gegenseitiger Anerkennung bei. Die Zeichnung geht in diesem Rahmen weit über eine technische Übung hinaus. Sie wird zu einem sozialen Ritual der reziproken Sichtbarkeit, einem ernstem Spiel, das die gewöhnlichen Hierarchien durcheinanderbringt und den Akt des Sich-Zeigens und des Schauens als Austausch von gleichem Wert rehabilitiert. Die immense technische und kognitive

Herausforderung, die das Zeichnen nach Modell – besonders für Laien – darstellt, verwandelt sich so in eine kollektive experimentelle Öffnung. Die Angst, ‚es nicht zu können‘, weicht der geteilten Neugier, der Entdeckung des Anderen durch den empfindsamen und langsamen Filter der Linie. Diese Erfahrung, in der jeder zugleich Autor und Subjekt ist, verschiebt radikal die Beziehung zum Bild und zu sich selbst: Man steht nicht mehr nur vor einem Porträt, man ist im Inneren seiner Herstellung, Akteur einer Szene, die die künstlerische Praxis mit der elementarsten menschlichen Geste versöhnt – der, dem anderen die Hand entgegenzustrecken, um ihn zu verstehen und dabei sich selbst wiederzufinden. Die Abwesenheit des Gesichts, die in allen Protokollen wiederkehrt, und diese ständige Kollaboration verwischen radikal die Vorstellung von Autorschaft. Auf einem Blatt können sich die Linien mehrerer Anwesenheiten vermischen. Das Zeichnungs-Objekt gehört niemandem mehr; es wird zu einem relationalen Träger, einer Gedächtnisspur einer kollektiven Erfahrung, die reaktiviert werden kann, einer offenen Tür zur Begegnung, zur Überwindung von Vorurteilen durch Beobachtung und zur Versöhnung mit sich selbst durch die grafische Geste. Das Werk gleitet so vom Objektstatus zu dem eines Erinnerungskatalysators und einer lebendigen Archivalie, wo der Zeugnis- und Beziehungswert Vorrang vor der Autonomie des fertigen Objekts hat.

Diese doppelte Bewegung – die Erkundung im Salon und die Ko-Kreation im Workshop – funktioniert im Echo, bildet eine kreative Rekursion. Jede Zeichnung, jede Begegnung verändert die Wahrnehmung des Kontextes, der wiederum das folgende Protokoll informiert. Diese permanente Schleife zwischen Feldexperiment und grafischer Formalisierung ist eine echte Forschungs- und Kreationsmethodik, die das Projekt zu einem Labor für situiertes Wissen macht. Sie aktiviert durch ihr Protokoll selbst eine subtile, aber kraftvolle queere Subversion. Indem der Künstler archetypische Silhouetten aus Fachzeitschriften abpaust – Körper ohne Gesicht, reduziert auf Haltungen und ein zugewiesenes Geschlecht – zeigt die Zeichnung sofort den austauschbaren und konstruierten Charakter unserer Erscheinungen. Diese anonymen grafischen Träger werden zu Behältern für reale, in-situ gezeichnete Frisuren und erzeugen bewusste visuelle Kollisionen: ein Mönnerschnitt auf einer als ‚weiblich‘ kategorisierten Silhouette, eine Afro-Frisur auf einem standardisierten Körperumriss. Diese Geste ist kein Manifest, sondern eine durch die Praxis vollzogene Umwidmung, die die Träger der Norm nutzt, um deren Willkür zu offenbaren. Die Kritik entsteht so von innen heraus aus dem Repräsentationssystem, das sie hinterfragt. Diese queere Ästhetik, die Zuschreibungen auflöst und die Performativität von Geschlecht hinterfragt, stellt eine formale wie politische Erkundung dar, die die kritische Dimension des Projekts vertieft.

Sie tritt auch in Resonanz – und in Spannung – mit den globalisierten kommerziellen Ästhetiken, die das Projekt dokumentiert und inkorporiert. Die Friseursalons sind die unfreiwilligen Museen unserer Begierden. Dort sieht man die Spuren einer konsumistischen visuellen Kultur der 1980er Jahre fortbestehen, der Blütezeit eines deregulierten Kapitalismus, dessen Emblem das ‚L’Oréal‘-Imaginäre ist: ein glitzerndes, schickes und bürgerliches Ideal, das allen versprochen wird. Das Projekt erfasst dieses Palimpsest, in dem Art-déco-Spiegel neben Werbegrafiken für Silikongele stehen, wo die langsame Zeit der Investitionen (Stühle, Ladenschilder) mit der rasenden Zeit der Moden kontrastiert. Es gibt eine paradoxe und fruchtbare Verbindung zwischen diesem kapitalistischen Erbe und den queeren Gegenkulturen; während jenes eine hegemoniale Norm befördert, bemächtigen sich diese ihrer, um

sie umzudeuten, zu parodieren und ihre Brüche offenzulegen – ein Prozess, den die Zeichnung von ‚Après-shampooing‘ im grafischen Maßstab umsetzt.

Diese kritische Archäologie der Haar-Bilder findet ihre Ausweitung und Formalisierung im vollständigen visuellen Ökosystem, das das Projekt entwickelt hat. Über die Website hinaus – konzipiert als visuelles Logbuch und rohe Haar-Chronik unserer Epochen – wurde ein ganzer Design-Apparat entfaltet: grafische Grundregeln, typografische Recherchen, Visitenkarten (mit QR-Code zur Website), Plakate, Flyer, Hängesysteme für Schaufenster von Salons, Postkarten. Weit entfernt von einer simplen Kommunikationsstrategie stellt dieses Ökosystem eine praktische Untersuchung der ästhetischen Peripherien des Haares dar. Es entlehnt bewusst die Codes des Interior Designs, des Merchandisings und der Werbung, die die Salons und Fachzeitschriften sättigen – nicht um sie sklavisch zu kopieren oder das Projekt zu ‚verkaufen‘, sondern um ihre visuellen Mechanismen zu erforschen und sie mit einem kritischen Blick neu zu besetzen. Indem das Projekt sich die Werkzeuge der Fabrikation von Haar-Begierden aneignet (das Glitzernde, die grafische Verführung, das Versprechen der Verwandlung), schlüpft es in die globale ästhetische Kette, um deren Mechanismen zu untersuchen und seine eigenen Fragestellungen zu Identität, Norm und Subversion einzuschreiben. So webt ‚Après-shampooing‘, von der Zeichnung nach dem Leben bis zur Visitenkarte, über die Sammlung obsoleter Werbebilder, ein kohärentes Netz, in dem queere Kritik, Archäologie des ästhetischen Kapitalismus und die Konstruktion eines lebendigen Archivs permanent miteinander im Dialog stehen – und das Haar zum Konvergenzpunkt einer Reflexion machen, die zugleich intim, sozial und zutiefst politisch ist.